

Menschliches und Allzumenschliches aus St. Moritz : Novelle

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **190 (1911)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Minister Flg sah mit Betrübnis diesen Gang der Dinge und kam sogar dazu, seine Demission zu verlangen, die ihm allerdings verweigert wurde. Trotz der größten Schwierigkeiten politischer und administrativer Natur hielt Flg doch noch aus, bis ein drohender Trauerfall in seiner Familie ihn nötigte, zu seiner Heimat zurückzukehren.

Wiederholte Schlaganfälle (während der Abwesenheit Flgs in Zürich) haben den Kaiser derart alteriert und mitgenommen, daß die europäerfeindliche Partei am Hofe die Oberhand gewann. Flg erhielt in Zürich zu wiederholten Malen die telegraphische und schriftliche Aufforderung, auf seinen frühern Posten zurückzukehren; allein er konnte sich aus den genannten Gründen nicht dazu entschließen. Die während Flgs Abwesenheit in der Hauptstadt Udís Ubeba entstandene Anarchie — vom deutschen Leibarzt behaupteter, am Kaiser versuchter Giftmord zc. — beweist zur

Genüge, welche Lücke Flg ausfüllte und welche genaue Kenntnis der Verhältnisse er sich in den langen Jahren erworben hat. So findet man es denn auch erklärlich, daß er das Feld seiner frühern, liebevollen, treuen und uneigennütigen Tätigkeit, der er so viel geopfert, nicht mehr aufsuchte, obwohl er es nur mit Wehmut und mit größtem innerm Schmerze für immer verließ.

Wenn er seine Memoiren schriebe, so gäbe das ein Buch, das an Inhalt und Merkwürdigkeit seinesgleichen suchte. Ich möchte fast sagen, daß er die Veröffentlichung seiner Erlebnisse und Erfahrungen der Mit- und Nachwelt, namentlich aber auch seiner Familie, geradezu schuldig sei, damit jetzt schon und nach seinem Tode jedermann einen Einblick hat in die riesigen Leistungen, die absolute Integrität, die zähe Ausdauer und die stete Treue unsers mit Recht berühmten Landsmannes.

Menschliches und Allzumenschliches aus St. Moritz.

Novelle von J. C. Heer.

Der Expresß hastete die Rehrunnels von Bergün empor. Im Coupe auf der andern Wagenseite saß eine fremde Dame, begleitet von zwei andern weiblichen Wesen, wohl Gesellschafterin und Kammerfrau. Ihr Gesicht war schmal und blaß, die Augen groß und hellblau, überschattet von langen, düstern Wimpern, die den feinen Zügen einen geheimnisvollen Reiz verliehen. Sehr vornehm, sehr elegant, wie die Frauenwesen sind, die in den Winter von St. Moritz fahren. Wie alt? Dreißig vielleicht. Wer kann das bei einer Amerikanerin genau sagen.

Tag oder Nacht? Das ist bei der Abulabahn die Frage. Und wenn es Tag war, standen draußen die Tannen, vom Schnee zugeklappt, wie geschlossene Regenschirme. Die Dame machte sich nicht viel aus den Bildern der Winternatur, irgend ein Gedanke aber schwebte unter den dunkeln Wimpern, ich vermute, sie dachte „St. Moritz“. Dabei gähnte sie leise und elegant, oder zerdrückte das Gähnen mit einem entschuldigenden Lächeln gegen die Begleiterinnen. Und zuweilen nestelte sie an den Handschuhen.

Das war Lady James Asfalg, die Milliardärin, nicht etwa, weil ich es mir einbildete, sondern festgelegt durch die Ausprüche eines Hoteldirektors in Chur und Angestellter der Rhätischen Bahn, auch befundet durch den Kurier, der in einer andern Abtheilung saß, und mehrere Wagenladungen Gepäck mit Hotelfirmen aus aller Welt. Zum erstenmal im Leben hatte ich das Glück, mit einer Milliardärin zu fahren, im nämlichen molligen Wagen und durch die nämlichen Rehrunnels, die uns im nämlichen Augenblick bald in ein schwarzes Loch hinein, bald daraus hervor führten. Diese soziale Gleichstellung mit der steinreichen Amerikanerin stimmte mich schier andächtig, aber bald gingen meine Gedanken einen andern Weg: Du verdienst jeden Tag zehn Franken, die Dame hat eine täg-

liche Einnahme von einer Million. Du mußt dich um zehn Franken quälen, der Dame fällt die Million — nicht Franken, sondern Dollars — so selbstverständlich zu, wie uns allen die Sonne und das Regenwetter. Sie mag gähnen oder lächeln, auf einem gemieteten Kameel zu den Pyramiden reiten oder auf einer eigenen Yacht ans Nordkap fahren, Amerika gibt ihr jeden Tag eine Million! Im großen Tunnel der Bizzi Gummels kam ich auf die kühne Idee, Lady James Asfalg einen Ausgleich unseres Einkommens vorzuschlagen, aber ehe ich den schönen Antrag in meinen Gedanken fein genug formuliert hatte, fiel die Lichtflut des Berninagebirges auf uns ein, so groß und verwirrend, daß selbst die Milliardärin die hellblauen Augen und dunkeln Wimpern mit der langen, schmalen Hand bedeckte. Und ehe ich ihr meinen Vorschlag gemacht hatte, waren wir in St. Moritz, und da wir nicht im gleichen Hotel wohnten, blieb mir nichts als ein verzichtendes: „Fahre wohl, mein Goldfasan!“

Die Wahrheit zu sagen: Obwohl es unanständig ist, eine Milliardärin zu vergessen, beinahe hätte ich es in dem prächtigen, etwas tollen Winterleben von St. Moritz getan; aber die kleine, elegante Stadt in den Bergen ist doch nicht so groß, daß sie die Menschen nicht stets wieder zusammenführte, entweder auf den Sportplätzen oder auf den Bällen. Ich sah Lady James Asfalg wieder — wieder! Ich hatte zwar nie die Ehre, ihr persönlich vorgestellt zu werden und meinen Antrag anbringen zu können, aber ich fühlte mich ihr menschlich durch die Tatsache verbunden, daß wir beide in St. Moritz nicht ohne Anwandlungen einer tiefen Wehmut blieben. Wer hat sie nicht, nur die Ursachen sind bei verschiedenen Menschenfindern verschieden. Auch die meine war anders geartet, als die der Lady James Asfalg, und wie man es

bei einem Fünfsziger nicht anders erwarten kann, etwas auf die Philosophie gestimmt: Si la jeunesse savait, si l'âge pouvait!

Ich hatte eine stille Schwärmerin für ein junges Mädchen, das in unserem Hotel wohnte. Sie kam irgend aus der häßlichen Gegend von Dortmund und war keine der modernen Amazonen, die in einer Wolke von Schnee das Skiföringpferd vor sich her jagen oder auf ihren Skelettfahrten am Run den Partner als Polster benutzen. Auch keine jener großen Schönheiten, die in St. Moritz aufpassen, aber von dem innigen Liebreiz unverkümmerter, frischer Jugend, dem genug Lebensernst eignete, daß sie nicht mehr wie ein Backfisch wirkte. Das schlichtvornehme Mädchen war eine der elegantesten Bogensportlerinnen auf dem Eis, schlank und biegsam wie eine Weide, und mit einem Hüftenwiegen wie ein Lied. Bei ihrem Spiel lachte ihr ein großes, reines Glück aus den Augen, und nicht nur ich, wir Gäste unseres Hotels alle empfanden es wie ein Sonnenleuchten, wenn sie zu den Mahlzeiten erschien, und fühlten uns beglückt, wenn sie in ihrer warmen, freimütigen Art ein paar Worte der Unterhaltung mit uns wechselte. Eines Abends aber fehlte sie beim Mahl. „Verlobt — verlobt,“ tuschelte es in der Gesellschaft, „verlobt mit einem der Champions. Und die beiden tummeln sich noch in der Nacht auf dem Eis!“ Ich hatte diese Verlobung kommen sehen und war doch nachdenklich. Auf einem Spaziergang durch die sternklare Winternacht beobachtete ich, wie zwei einsame, rote venetianische Ampeln über die Eisscheibe des Sees schwebten. Wie die eine sich wiegte, so die andere auch. „Das ist sie — das ist das Paar!“ Keine Täuschung! Die Leuchten kamen bald gegen das Dorf herauf, ich sah verschlungene Arme und zwei Augenpaare, selig in einander getaucht, nur das Gesicht des Mannes konnte ich nicht recht erkennen, mir war aber, es stehe darin der Ausdruck einer rohen Kraft, und der Mund hätte wohl schon aus vielen Bechern getrunken. Ich fühlte in diesem Augenblick einen stechenden Schmerz: Wenn er nur den Wert des Mädchens kennt — wenn er sie nur glücklich macht — und daneben ein eigenes zitterndes Heimweh nach Jugend und leuchtenden Augen.

Das war meine Wehmut. Ich fand sie bei meinem Alter und Verstand etwas töricht, und um ihrer rasch Herr zu werden, schlüpfte ich in den Frack und ging ins Palace auf den Ball. Dort begegnete ich der Wehmut der Lady James Asfalg und war mit der meinen versöhnt bis auf den Gedanken: O, man sollte jung sein!

Ein Meer von Licht, ein Leuchten von Stirnen, Schultern, Armen, Nacken, ein Kreuzfeuer strahlender Augen, ein Flimmern goldenen und blauschwarzen Haars, ein Funkeln edler Steine in Diamanten und Gehängen, Toiletten, welche die Schönheit der Trägerinnen mehr enthüllten als verdeckten. In den Schmeicheltönen der Wiener Walzer erging sich dieser echte und künstliche Glanz — ein Flammenbach des Lebens — champagne frappé!

Ich schritt mit einem befreundeten Arzt, der die Gesellschaft völlig kannte, kannte nach den fabelhaften Summen der Toiletten und Geschmeide und nach dem, was tief unter dem rauschenden Flirt, unter den strahlenden Gesichtern in den Gründen und Abgründen der Seelen spielt, die stärkere Toiletten tragen als die Leiber.

Jede Nation hatte sich etwas für sich zusammengeballt, jede eine eigene Ballkönigin, über der es aber noch eine allgemeine Schönheitskönigin des Abends gab — irgend eine junge Schwedin. Diese suchten wir und entdeckten auf dem Weg durch das blühende Menschengewinde Lady James Asfalg, um die sich ein Hofstaat von Amerikanern bewegte. Sie war eine stolze Königin, weiß und kalt wie Marmor, doch jeder Zug eine Königin. Unter den langen, dunkeln Wimpern blitzte es wie von einer Stahlklinge, unheimlich, als solle der Stahl jemand durchbohren. —

Wir waren bald wieder aus ihrem Bereich. „Die ist ja teuflisch wild!“ versetzte der Arzt. „Diese Nacht möchte ich nicht ihr Kurier noch ihre Kammerfrau sein. Der Blaufuchspelz und die Schwedin, eine Doppelniederlage! Das erträgt eine Milliardärin nicht. Sicher hat sie morgen ihren Migränetag!“

Der Blaufuchspelz! Ich wunderte mich, was es damit für eine Bewandnis habe. Die Lösung war auch schon da: eine dreißigjährige russische Gräfin, üppige Junogestalt mit ebenmäßigen Augen und ebenmäßigen Zügen, aber in der blendenden Weiberrassigkeit und Leibesherrlichkeit des Balles doch nur eine mittlere Nummer. Wozu der Schweiß von Bewunderern, männlich und weiblich? — Nur wegen des wunderbaren Blaufuchspelzes, der mit der vollen, elfenbeinernen Frauenbüste zusammenspielte, eines Pelzes, so herrlich und kostbar, wie man selbst in St. Moritz zuvor keinen gesehen hatte, und der mich an das Saphirleuchten des sommerlichen St. Moritzersees erinnerte. Gewiß ein äußerst seltener und kostbarer Pelz! Aber doch nur ein Pelz! Wie man deswegen einem Weibe in Rudeln folgen und Lady Asfalg sich kränken konnte, daß unter ihrem Berg von Gepäckstücken nicht ein einziger solcher Blaupelz war?

„Damen,“ lächelte der Arzt, „und bedenken Sie, daß die Lady sonst stets die teuersten Toiletten trug. — Doch sehen Sie, da kommt ihre zweite Kränkung, und die der amerikanischen Kolonie, die immer und meist mit Recht den Anspruch erhebt, die schönste Frau in der Fremdenwelt von St. Moritz zu stellen. Ja, die Schwedin, eine nur mittelgroße Gestalt war in ihren dünnen, fließenden Gewändern wirklich schön; ein schmales, blühendes Gesicht, ins Grüne spielende Augen, auf die Knöchel herniederströmendes, in rotgoldenen Wellen schimmerndes Haar, das herrlichste, aber die unvergleichliche Anmut und Ausgeglichenheit ihrer Rede, Gebärde und Bewegung. Wie ein Lied — ein Lied! Ich mußte an Eva denken, andere sprachen von ihr als einer modernen Venus, wie sie entstehe durch sorgfältig betriebenen Sport.

Und über Sportangelegenheiten, die ihr sehr am Herzen gelegen zu sein schienen, unterhielt sie sich natürlich und geistreich mit einem Schwarm von Malern und Bildhauern, und in ihren Augen strahlte der Triumph, die Milliardärin in der Schönheitschätzung der Männer geschlagen zu haben. „Ein entzückendes Weib. Ihr Mann aber ist der ärmste Teufel der Welt,“ plauderte der Arzt, „irgend ein Stockholmer Gewehrfabrikant. Die ganze Schwedische Armee braucht aber nicht so viel Gewehre, wie dieses Weib Geld, um sich überall da, wo das Leben teuer ist, ins Licht zu setzen.“

„Gut, daß es nicht die meine ist!“ Mit diesem tröstlichen Gedanken verließ ich nach einer Weile den Ball und träumte in der Nacht von zwei roten, sich wiegenden Ampeln auf dem See, dem Blaupelz der Russin und der Migräne der Lady James Asfalg.

Am andern Nachmittag besuchte ich den Doktor, der mir seine gezähmten Lämmergeier zeigen wollte. „Sie kommen mir recht“, lachte er aus vollem Halse; „ich habe einen widerspenstigen Patienten. Der Mann fuhr oberhalb des Dorfes an einer Stelle, natürlich, wo es verboten ist, Ski, und geriet in einen Schneerutsch, wurde zum Glück bemerkt, ausgegraben, und ich war zur Untersuchung da. Eine Schulterverrenkung! Ein Wort — an allen vier Gliedmaßen des Unglücklichen zogen je zwei Mann — ein Knacks — und die Schulter saß wieder. Nun habe ich ihm den Arm noch in die Schlinge gelegt. Er reichte mir ein Zehnfrankenstück. Umsonst suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß die Engadinertaxe einer Schulteroperation dreißig Franken beträgt. „Eine Sekunde Arbeit!“ grollte er. Doch kommen Sie, Freund!“ Der Arzt stellte mich dem Patienten mit den Worten vor: „Das ist nun der Herr, der Ihnen die Schulter noch einmal ausrenken wird, nachher werden wir uns beim Einrenken so Zeit lassen, daß Sie die Taxe von dreißig Franken durchaus verdient finden.“ Schwups den Rock weg und die Hemdärmel zurück! Da faßte den Jüngling ein Grauen. Er legte seine Silberlinge hin und flog entsetzten Blicks. Wir aber schüttelten uns vor Lachen über die Komödie. Man kann in alten Tagen noch ein Schauspieler werden, ohne daß man es will.

Doch bald wurde das Gesicht des Arztes ernst: „Einen schweren Unfall haben wir heute morgen gehabt,“ erzählte er. „Die schöne Schwedin, die Ballkönigin von gestern! Sie führte einen Bob, auf dem noch drei Herren saßen, und fuhr an eine Telegraphenstange; ein Wunder, daß sie mit etlichen Brüchchen davonkam. Ein entzückendes Weib, eine Venus, ich dachte es wieder, als sie so zerschlagen vor mir lag.“ — — —

„Und Lady James Asfalg hat wirklich den Migränetag?“ warf ich die Frage auf. „Nein,“ lachte er, „dazu hat sie keine Zeit, sie hält durch den Kurier den Telegraph von St. Moritz besetzt; sie fragt in Wien, Berlin, Paris, Petersburg nach dem schönsten Blaufuchspelz, der gegenwärtig auf dem europäischen Markt zu finden sei. Sie werden

sehen, beim nächsten Ball im Kulm am Samstag trägt sie den schönsten, schlägt die russische Gräfin und, da ihr die Schwedin den Gefallen getan hat, zu verunglücken, wird sie die Schönheitskönigin sein. Wozu Migräne?“ — —

Der Unfall der schönen Schwedin erregte viel Teilnahme und bildete in den Thés und Cafés das allgemeine Gespräch. Namentlich die Maler und Bildhauer wetteiferten, ihr Schmerzenslager mit einem Frühling von Nizzablumen zu umkränzen. Im übrigen kamen ein paar langweilige Schneetage; es war mir gerade recht, als ich von den Künstlern die Einladung in eine Abendgesellschaft erhielt. Wozu? Eine Idee, wie sie nur schwärmende Künstler fassen können! Es handelte sich um eine Bittschrift an die verunglückte Schwedin, sie möge angesichts ihrer venusgleichen Leibesherrlichkeit im Dienste der Kunst sowohl wie aller jener, die in der Schönheit etwas Heiliges verehren, künftig auf das Bobsleighfahren verzichten und jeden gefährlichen Sport jenen Damen überlassen, an denen nichts zu verderben sei, wenn auch ein paar Rippen zusammenbrechen. Die Künstler begeisterten sich an dem eigenartigen Gedanken, da aber die meisten nicht gern die Feder führen, sollte es meine Aufgabe sein, ihn schön und schwungvoll zu stilisieren, obwohl ich die Verunglückte kaum kannte.

Was tut man an einem Schneetag nicht für seine Freunde! Das Schriftstück kam zustande. Nur die andern Damen, für deren Rippen es nicht schade sei, ließ ich aus dem Spiel. Als ich meinem Freund, dem Doktor, von der Bittschrift sprach, leuchtete sein Gesicht beifällig. „Eine praktische Bedeutung hat sie zwar nicht, die Venus wird liegen müssen, bis der Schnee zergangen ist, und nachher stets ein wenig watscheln und vielleicht für ihren Gemahl, den Gewehrfabrikanten, eine weniger teure Luxusgattin werden; die Aufmerksamkeit der Künstler aber ist ihr herzlich zu gönnen, sie leidet seelisch eben so sehr als leiblich. Furchtbar für eine Frau, plötzlich ein Stück Schönheit verlieren.“

Das künstlerisch ausgeführte Schriftstück lief und wurde von der Männerwelt reichlich unterzeichnet, während die meisten Damen darin nur eine verrückte Maleridee erkennen konnten.

Unterdessen kam der mit Spannung erwartete Ball im Kulm. Ich brauche nicht zu sagen, daß die russische Juno mit dem Blaufuchspelz und dem siegreichen Lächeln zur Stelle war und wieder viele Bewunderer fand, denn ein Blaufuchspelz wird in einer Saison nicht alt. Lady James Asfalg aber ließ auf sich warten. Da ereignete sich etwas Unerhörtes! Sechs Damen in Blaufuchspelz traten in den Ballsaal, in Blaufuchspelzen, wenigstens so kostbar wie derjenige der Gräfin, die meisten kostbarer und herrlicher. Für eine halbe Million Blaufelze, ging die Ueberraschung durch den Raum. Die Gräfin erblaßte, tat einen leisen Schrei und fiel ohnmächtig in den Arm des nächststehenden Herrn. In diesem Augenblick erschien unter der Tür strak-

Iend wie eine Göttin Lady James Asfalg. Sie trug überhaupt keinen Pelz, kaum ein Geschmeide, sie ließ nur die eigene Schönheit leuchten, in diesem Augenblick eine fast kindliche Schönheit, der es unter den langen, dunkeln Wimpern hervor in lächelnder Güte blühte.

Ueber ihren Eintritt war das Verschwinden der Gräfin kaum bemerkt worden, eine Weile sah die Gesellschaft nur sie — sie! Von allen Nationalitäten unbefritten, war sie die Ballkönigin, die alle andern überstrahlte. —

Flirt — Flirt! — Ich beobachtete es nicht einmal, daß die Künstler noch eifrig Unterschriften für die schmeichelhafte Bittschrift an die verunglückte Venus sammelten, ich sah aber, daß Lady James Asfalg das Blatt plötzlich in den Händen hielt — und erblaßte. Der Strahl der Güte unter ihren langen, dunkeln Wimpern verlor sich, das weiße Lächeln ihres Mundes wurde hart und sie die Marmorkönigin vom letzten Ball. Mit einer raschen, etwas verächtlichen Wendung des Kopfes gab sie einem rotbefrackten Herrn das Blatt zurück.

Am Sonntag besuchte ich den Doktor, um mich zu verabschieden. Meine Heimreise stand bevor. Ich spürte ihm gleich eine gewisse Erregung an. „Eben komme ich von Lady James Asfalg,“ berichtete er. „Sie hat heute wirklich Migränetag. Sie machte mir die lebhaftesten Vorwürfe, den Schönheitshymnus auf die verunglückte Schwedin nicht verhindert zu haben. Er sei eine Beleidigung der übrigen Damen der Gesellschaft. Ueberhaupt St. Moritz! Ein Nest — das Klima das scheußlichste der Welt! Sie gedenke abzureisen — sie gedenke nicht nur — sie tue es schon morgen — Kurier und Kammerfrau seien schon am Einpacken, der Hotelier verständigt.“ —

Der Arzt wollte weiter erzählen. Da wurde er durch den Anruf des Telephons unterbrochen. Ich verstand nur: „Frau Gräfin — Migräne — Höhenlage von St. Moritz — Süden“ — und dann: „Sofort, sofort, Gnädigste!“

Mit dem Doktor verließ ich das Haus. Als ich am Montag in den Expresß stieg, hatte sich bereits Lady James Asfalg mit ihrem Gefolge darin

In der appenzellischen Gemeinde U..... wurde ein neuer Friedhof erstellt und derselbe zum Aerger der Minderheitspartei, welche denselben in der Nähe des Dorfes haben wollte, an die Grenze der Nachbargemeinde S..... verlegt. Als derselbe seiner Vollendung entgegen ging, trafen sich eines Sonntag-nachmittags vier biedere Bürger im Wirtshaus und alsbald entspann sich ein Gespräch über diese Angelegenheit; der einte gab dem Projekte seine vollste Zustimmung, der andere wünschte diesen Beschluß in's Pfefferland und schließlich meinte ein wackerer Bauersmann: „I cha's jez no nid verboze, daß me de Fredhof bei use macht, jez mueß me denn fast siner Lebzig is Militär, ond wenn me emol tod ist no a d' Grenze.“

niedergelassen. Ich wählte einen andern Wagen, denn bei der trüben Stimmung der Dame war nicht zu erwarten, daß sie für meinen Vorschlag, unsere Einkünfte auszugleichen, irgend ein Verständnis aufbringen würde. Auch hatte ich gegen sie ein schlechtes Gewissen wegen der Bittschrift an die Schwedin. Ich empfand es als ein Stück sozialer Gerechtigkeit, daß wir St. Moritz wieder im nämlichen Augenblick verließen, wie wir im gleichen gekommen waren, die Milliardärin und ich. Welchen Vorzug hatte sie vor mir? Indem ich an den Blauschupspelz dachte, kamen mir Krimhilde und Brünhilde aus den Nibelungen in den Sinn, wie sie sich um den Vorrang des Eintrittes in den Dom von Worms stritten. Das Leben ist doch ein Lied mit sehr alten Noten. Meine Gedanken wurden immer philosophischer. Si la jeunesse savait, si l'âge pouvait. Ja, das prächtige Mädchen aus der häßlichen Gegend von Dortmund — die zwei sich wiegenden Ampeln auf dem St. Moritzersee — der Champion, der schon aus vielen Bechern getrunken hat. —

Wenn er den Wert des Mädchens nur zu schätzen weiß — wenn er sie nur glücklich macht! —

Die Liebesgeschichte hatte ein Nachspiel. Ich traf die junge Dame ein paar Tage später in Begleitung ihres Vaters auf der Bahnhofstraße in Zürich. Freimütig und mit frohen Augen kam sie auf mich zu: „Ich sah es Ihnen an, Sie haben meine Verlobung nie gebilligt. Mein Papa hier auch nicht. Ich bin entlobt — ich bin glücklich, daß ich die kleine Verwirrung hinter mir habe.“ — Die Sonne von St. Moritz! —

„Ja, die Sonne von St. Moritz,“ lächelte der Herr ingrimmig, „sie hat mich zehn grüne Scheine gekostet.“ Sein Gesicht hellte sich: „Ich habe aber auch etwas gelernt dabei. Wir Alten denken oft, das Leben habe uns kalt gestellt. Nein, aufgespart hat es uns Väter, daß wir im richtigen Augenblick die Torheiten unserer Töchter und Söhne gut machen.“

Mein Glückwunsch für das Mädchen, um das ich mich umsonst gebangt hatte, kam aus dem Herzen. Nicht alle Novellen und Romane von St. Moritz müssen notwendig mit einer Ehe schließen!

Zu einem durch seine Verbtheit bekannten Münchener Medizin-Professor kommt eine Amerikanerin und klagt über Leibbeschwerden. Der Professor ordnet eine Auspumpung des Magens an. Da die prüde Amerikanerin das Wort Magen nicht hören mag, entfährt ihr ein entsetztes „Shoking!“ Dessenungeachtet muß sie sich zur Prozedur bequemen. Nach derselben sagt sie, tief errötend, zum Arzte: „Oh Herr Professor, ich bin shamful, Sie uerrden mir doch nicht in den Magen gesehen haben?“ — Trockenen Tones erwiderte der Professor: „Doch, meine Gnädige, ich sah sogar den Strohsessel, auf dem sie saßen!“

Unsere Kleinen. Der Vater: „Jez chonnt denn bald de Storch, Fritzi.“ — Der kleine Fritz: „Denn ich aber Zit, daß d'Gebamm holst, Vater!“